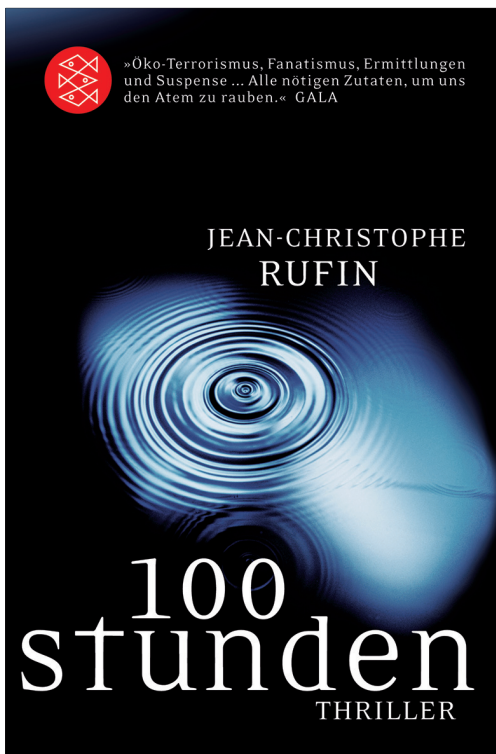


Unverkäufliche Leseprobe des Fischer Taschenbuch Verlages

Jean-Christophe Rufin
100 Stunden
Thriller



Preis € (D) 9,95 € (A) 10,30 SFR 17,90 (UVP)

560 Seiten, Broschur

ISBN 978-3-596-17891-9

Fischer Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2009

WROCLAW, POLEN

Bis zu den Affen hatte Juliette nichts empfunden. Oder fast nichts.

Alles hatte ganz gut angefangen. Das Labor war genau an der von Jonathan genannten Adresse. Und als Juliette links um das Gebäude ging, entdeckte sie gleich den Notausgang, obwohl er nicht beleuchtet war. Unter dem Brecheisen gab das Schloss sofort nach. Im Dunkeln ertastete sie mit ausgestrecktem Arm den Sicherungskasten und betätigte den Hauptschalter. Schmerzhaft grelles Neonlicht überflutete die Versuchstierkäfige.

Die einzige Überraschung war der Gestank. Juliette hatte mit allem gerechnet, nur nicht mit dieser widerlichen Mischung aus schmutzigem Fell, Exkrementen und verfaultem Obst. Zum Glück ließ der Geruch nach, sobald das Licht an war, als hätte er sich mit den Schatten unter die Käfige verflüchtigt. Juliette brauchte einen Moment, ehe sie normal atmen konnte, dann vergewisserte sie sich, dass ihre Handschuhe unversehrt waren.

Und ging auf die Käfige zu.

Jonathan hatte ihr nichts über deren Anordnung sagen können. Je nach Experiment wechselten die Tiere den Platz. Auch ihre Anzahl änderte sich. Manche mussten dran glauben und wurden durch neue ersetzt. Je nachdem, was mit ihnen geschehen sollte, wurden sie verschiedenen Gruppen zugeteilt. In zwei aufeinandergestellten Käfigen neben dem weit geöffneten Notausgang saßen mehrere Katzen. Sie schienen in guter Verfassung. Kaum hatte Juliette die Türen geöffnet, sprangen sie heraus und flitzten ins Freie.

Aber Juliette kam nicht dazu, sich mit ihnen zu freuen. Ein dumpfer Knall dröhnte in den gipsummantelten Rohrleitungen an

der Decke. Juliette lauschte einen Moment. Wieder war alles still. »Nachts ist *nie* jemand im Labor.« Sie hatte Jonathans Worte noch im Kopf. Um sich zu beruhigen, versuchte sie, sich ihren Klang zu vergegenwärtigen, seinen Atem an ihrem Ohr zu spüren. Allmählich kehrte ihre Zuversicht zurück und war stärker als die Geräusche.

Dann wandte sie sich den Nagern zu. Sie hatte Mäuse erwartet, die sie weniger eklig fand als Ratten. Aber was da in den langen, flachen Käfigen herumwimmelte, war weder weiß noch grau. Es waren Monster. Einige ganz ohne Fell und widerlich rosa, andere grün, orange oder lila markiert. Mehrere Ratten hatten einen glasierten Blick, als hätte man ihre riesigen Augen entfärbt und lackiert. Juliette fragte sich einen Moment, ob der Platz für solche Geschöpfe wirklich draußen in der Natur war. Sie stellte sich kleine Mädchen vor, die ihren Schrank aufmachten und plötzlich so ein Ungeheuer vor der Nase hatten. Diese Skrupel überfielen sie nicht unerwartet. Während der Vorbereitung der Aktion hatte sie oft mit Jonathan darüber gesprochen. Natürlich verstand sie, dass der Schutz der Tiere nichts mit ihrer Nützlichkeit für den Menschen zu tun hatte. »Jedes lebende Wesen hat seine Rechte, egal, ob es schön ist oder abstoßend, zahm oder wild, essbar oder nicht.« Die Lektion saß. Juliette schluckte ihren Ekel hinunter und ließ die blinden Ratten wie zuvor die Katzen in der Nacht verschwinden. Sie zwang sich sogar, dieselbe Befriedigung zu empfinden.

Nun aber waren die Affen an der Reihe. Und sie setzten Juliettes Gefühle einer weit härteren Prüfung aus. Es waren fünf, ganz klein und erstaunlich menschlich in Mimik und Blick. Vier waren paarweise eingesperrt und hielten sich umklammert wie alte Ehepaare. Als Juliette den Käfig öffnete, wollten sie nicht herauskommen. Sie dachte daran hineinzugreifen, beherrschte sich jedoch. Wenn die Äffchen kratzten oder bissen, könnten sie ihren Handschuh zerreißen und sie verletzen. Juliette durfte nicht den geringsten genetischen Abdruck hinterlassen. Sie ließ ihnen Zeit, sich zu entscheiden, und kümmerte sich um das letzte Tier.

Es war ein kleines, mageres Pinseläffchen, das seine langen Arme

um den Bauch geschlungen hatte. Der Körper war unversehrt, aber in seinem Kopf steckte ein Dutzend Elektroden, die wie der Feder schmuck eines Indianerhäuptlings aussahen. Kaum war der Käfig offen, sprang es mechanisch heraus und landete auf dem weißgekachelten Fußboden. Dort verharrte es eine Weile und sah nach draußen. Ein leichter Wind war aufgekommen, der Elektrodenschmuck wogte in dem Luftzug. Ihren Ekel vor den abstoßenden Nagetieren hatte Juliette überwunden, aber die Schwäche dieses viel vertrau- teren Wesens brachte ihre Sicherheit ins Wanken. Schauer liefen über seine zarten Glieder. Langsame Wimpernschläge verdeckten hin und wieder die von Schrecken und Schmerz erfüllten Augen. Juliette, die sich weder von der Gefahr noch von Hindernissen oder Geräuschen hatte aufhalten lassen, war erstarrt. Sie beobachtete den letzten Weg dieses Gefangenen, der sich nicht befreien ließ, weil er die Folterinstrumente in sich trug. Lächerliches Mitleid, keine Frage, Mitleid vor allem mit sich selbst. Aber da war nichts zu machen: Dieser kleine Affe verkörperte all die Einsamkeit, all die Qualen, die sie seit ihrer Kindheit von sich selbst kannte. Das- selbe Leid, das sie in diesem an den Handgelenken zugeschnürten Schutzanzug, der schwarzen, erstickenden Sturm- maske und den viel zu großen Turnschuhen hierher getrieben hatte. Juliette verlor jedes Zeitgefühl. Aber die Zeit war entscheidend für den Erfolg der Operation.

Plötzlich raffte der kleine Affe seine Kräfte zusammen und stellte sich auf die Hinterpfoten. Er machte zwei Schritte auf den Ausgang zu, dann fiel er wie ein umgeschubstes Spielzeug auf die Seite. Sein Körper zuckte. Seine Augen schlossen sich – zum Glück! Juliette fühlte sich befreit von dem stummen Vorwurf in seinem Blick, schüttelte sich, dachte wieder an die Zeit. Wie lange hatte sie so reglos dagestanden? Es war zehn nach drei. Sie bekam Angst. Mit den Tieren war sie zwar fertig, aber ihr blieb noch viel zu tun. »Der zweite Teil deiner Mission ist *genauso* wichtig wie der erste. Vergiss das nicht.« Und alles musste bis vier Uhr erledigt sein.

Sie nahm den Rucksack ab und holte die beiden Spraydosen

heraus. An die Wand zwischen den beiden größten Käfigtürmen schrieb sie in einer Höhe von etwa anderthalb Metern die erste Parole in schwarzen Lettern: *Respect Animal Rights!*

Sie ging zum Rucksack und nahm die andere Dose. Diesmal schrieb sie in roter Schreibschrift und mit ausgestrecktem Arm, um weiter nach oben zu kommen: *Animal Liberation Front*. Das machte sie an allen Wänden und vergaß auch nicht, in den oberen Losungen Rechtschreibfehler einzubauen, um die Polizei zu verwirren. »Wenn sie glauben sollen, dass wir zu zweit sind, warum kommst du dann nicht mit?« Sie hatte die Frage sofort bereut. Es war das einzige Mal gewesen, dass sie Jonathans Anweisungen nicht widerspruchslos hingenommen hatte. Er hatte trocken geantwortet, der Befehl lautete, so wenig Aktivisten wie möglich der Gefahr auszusetzen. Umso besser! Er hätte sie nur gestört, wenn er dabei gewesen wäre. Das war *ihre* Aktion. Und sie wollte sie allein ausführen.

Sie steckte die Spraydosen wieder in den Rucksack. Alles war ziemlich schnell gegangen. Seit sie das Labor betreten hatte, waren erst dreizehn Minuten verstrichen, aber Alarmbereitschaft und Gefahr hatten ihre Sinne so geschärft, dass ihr die Zeit länger, dichter vorkam. Von Kindheit an war Juliette daran gewöhnt, dass Jahre der Langeweile wie Sekunden verflogen. Sie kannte aber auch das Gegenteil: In bestimmten Phasen ihres Lebens konnten sich Sekunden zu Jahren dehnen. Sie mochte dieses Gefühl der Fülle, diese Momente der Beschleunigung, aber sie hatte auch gelernt, sie zu fürchten. Und sie spürte, dass es wieder mal so weit war.

Nun kam der letzte Teil. Sie setzte eine große Plastikbrille auf, wie sie Holzfäller verwenden, um sich vor Splintern zu schützen. Mit der rechten Hand umklammerte sie den Griff des viereckigen Hammers, den sie aus dem Rucksack gezogen hatte. Das stählerne Werkzeug war wunderbar schwer. Von jetzt an musste alles in weniger als drei Minuten erledigt sein.

Gegenüber dem Eingang befand sich noch eine Glastür. Sie führte zum eigentlichen Forschungslabor. Jonathans Anweisungen waren eindeutig: »Nicht lange überlegen. Du schlägst zu und

rennst.« Zuerst die Tür. Juliette ließ den Hammer gegen das Mattglas sausen. Es zersplitterte beim ersten Schlag und fiel wie ein Hagelschauer zu Boden. Sie überzeugte sich, dass die Handschuhe nicht beschädigt waren. Vorsichtig stieg sie über den funkelnden Scherbenhaufen und betätigte den Schalter. Nacheinander leuchteten die langen Neonröhren auf und surrten wie Bogensehnen. Wie in allen Labors der Welt war die Einrichtung eine Mischung aus komplizierten Instrumenten und menschlicher Intimität: Kinderfotos in schlichten Rahmen, Aktenstapel, Karikaturen an Pinnwänden. Gleich neben der Tür ein Chromatograph mit Säulen wie Orgelpfeifen. »Fang rechts an und mach die Runde.« Juliette hob den Hammer und schlug auf das Gerät ein. Kleine Glassplitter und weißliche Gelosetropfen prasselten auf ihre Brille und ihre Mütze. Klebriger Saft rann über ihre Handschuhe. Sie war gut geschützt. Mit der Gefahr überkam sie eine Erregung, die jede Wahrnehmung dämpfte – bis auf die Geräusche: das Splittern von Glas, das Klirren der zu Boden fallenden Metallstäbe. Die Strömungshaube zersprang auf der Porzellanplatte. Juliette ging methodisch vor, zerstörte alles konsequent und kompetent. »Vergiss den Genanalysator nicht: Er sieht nach nichts aus, wie eine normale Waage, aber das ist das teuerste Ding.« Sie ließ den Hammer auf die glänzende Schale fallen. Ihre Bewegungen waren weder wütend noch aggressiv. Fast routiniert in ihrer Zerstörung. Am meisten wunderte sich Juliette, wie diese kalte Gewalt ihren Geist befreite. Sie war ganz gelassen und gleichzeitig erregt. Gedanken und Erinnerungen überstürzten sich. Sie bewegte sich auf dem schmalen Grat zwischen zwei Abgründen – Lachen oder Weinen –, und wusste nicht, auf welcher Seite sie landen würde. Zum letzten Mal hatte sie so ein Gefühl vor fünf Jahren gehabt, bei einer Demonstration, die in Gewalt ausgeartet war. Sie war gestürzt, und die Menge hatte sie niedergetrampelt. Sie hörte noch die Schreie, spürte die Tritte. Aber sie lachte schallend, Tränen in den Augen.

Das Labor füllte sich mit Trümmern. Der Boden war mit Glas- und Metallteilen übersät und mit bunten Flüssigkeiten bespritzt.

Die bedrohliche Stille war einer fröhlichen Kakophonie von Splittern und Krachen gewichen. Juliette verspürte eine tiefe Befriedigung, der Welt ihren Stempel aufzudrücken. Schlagartig offenbarte sich ihr, die meist als sanft, zurückhaltend und schüchtern beschrieben wurde, ihr wahres Wesen im flüchtigen Glanz einer Metamorphose. Als ob einer Larve plötzlich riesige Flügel gewachsen wären.

Eine erbarmungslose Abrechnung hatte begonnen. Obwohl das Gebäude sehr abgelegen war, würde der Lärm schon bald die Nachbarschaft alarmieren. Juliette zwang sich, nichts zu überhasten. Sie machte methodisch weiter. So hatte es ihr Jonathan empfohlen. Aber vor allem wollte sie ihr Vergnügen nicht verkürzen.

Endlich war sie wieder an der Tür, durch die sie hereingekommen war; sie hatte ihre Runde durch den Raum beendet und unterwegs alles zerstört. Nur ein großer Gefrierschrank war noch intakt. Zwei kleine Dioden blinkten oben und links auf der Emaille. Die ordentlich aufgereihten Reagenzgläser im Innern trugen blaue oder gelbe Etiketten. Ein einziges Fläschchen war rot gekennzeichnet. Juliette griff danach und steckte es in eine gut gepolsterte Handytasche.

»Den Rest machst du kaputt.« Der letzte, kräftige und gut platzierte Schlag traf die Glasablagen im Gefrierschrank. Die Fläschchen zerbrachen, ihr Inhalt rann auf den Boden.

Die Operation war abgeschlossen. Als Juliette den Blick über den verwüsteten Raum schweifen ließ, wurde ihr kalt, und sie begann zu zittern. Sie zog den Kragen hoch. Ein unwiderstehliches Fluchtbedürfnis überkam sie. Aber eins blieb noch zu tun. Sie holte den Schuh aus ihrem Rucksack. Einen großen Männerschuh mit Zickzackmuster auf der Sohle. Dann suchte sie sich eine rosarote Pfütze auf dem Boden aus und drückte den Schuh in die klebrige, fast schon getrocknete Oberfläche. Hastig steckte sie ihn wieder ein und nahm den Rucksack auf die Schultern. Beängstigende Stille lag über dem Chaos. Juliette verließ den Raum und wurde erneut von Übelkeit geschüttelt, als sie das Tierlabor durchquerte. Der kleine Affe lag immer noch auf der Seite, die Augen jetzt weit geöffnet.

Sie stieg über ihn hinweg, ohne ihn anzusehen. Nach den Katzen, den Ratten und den Affen durfte nun auch sie in die kühle Nacht eintauchen, glücklich, wie sie es schon allzu lange nicht mehr gewesen war. Sie lachte.